

NINA DEGELE

AUTOMATISMEN ALS VERKÖRPERTE SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN

1. Automatismen und Selbstverständlichkeiten

Wer die Hand von der heißen Herdplatte zurückzieht, ohne darüber nachzudenken, handelt reflexhaft oder automatisch. Automatismen sind Abläufe, „die sich einer bewussten Kontrolle weitgehend entziehen“.¹ Das bezieht sich nicht nur auf körperliche Handlungen und Verhaltensweisen, sondern auch auf Denken, Wahrnehmen und Sprechen. Im Alltag sind das etwa praktizierte und/oder artikulierte Selbstverständlichkeiten, die als unhinterfragte, nicht erklärungsbedürftige und oftmals verkörperte Wissensbestände in Erscheinung treten. Automatisch auf der rechten Straßenseite zu fahren ist eine Selbstverständlichkeit, der sich Europäer_innen etwa in England erst bewusst werden. Selbstverständlichkeiten bringen gesellschaftliche Normalität und damit gesellschaftliche Werte und Selbstbilder von Menschen zum Ausdruck. Das Beispiel des Rechtsverkehrs zeigt, dass solche Regeln auf sozialen Vereinbarungen beruhen, die auch anders aussehen können. Diese Regeln werden gelernt, automatisiert und verschwinden aus dem Bewusstsein – solange sie eingehalten werden. Sie werden verkörpert und mit zunehmender Erfahrung automatisiert: Eine Sportart, ein Instrument oder eine Sprache werden durch Prozesse der Verkörperung gelernt, automatisiert und damit verselbstverständlich.

Selbstverständlichkeiten werden, diese Annahme möchte ich hier entwickeln, durch Automatismen hergestellt, indem gesellschaftliche Normen durch Wiederholungen und Einschleifungen verkörpert werden, womit sie nicht mehr bewusst sein müssen. Darüber hinaus will ich im Folgenden zeigen, wie sich solche automatisierten Selbstverständlichkeiten empirisch erforschen lassen. Denn verkörpertes Wissen äußert sich nicht zwingend explizit sprachlich. Es geht also darum, Selbstverständlichkeiten rückwärts zu lesen, d. h. als Prozesse der Verselbstverständlichung zu rekonstruieren. Dazu beziehe ich mich auf Methoden der qualitativen Sozialforschung im Spannungsfeld von fragenbasierten über bildgestützten Gruppendiskussionen bis hin zu Interviews. Empirische Grundlage dafür sind eigene Forschungen zu alltäglichen Wissensbeständen und Normalitätskonstruktionen im Zusammenhang mit

¹ Hannelore Bublitz/Roman Marek/Christina L. Steinmann/Hartmut Winkler (Hg.), *Automatismen*, München, Paderborn, 2010, online unter: <https://www.fink.de/katalog/titel/978-3-7705-4987-0.html>, zuletzt aufgerufen am 21.02.2017.

Schönheitshandeln², Schmerznormalisieren³, Ausgrenzungen im Fußball⁴ und journalistischem Sprechen über Tabus im Fußball⁵.

2. Methoden der Rekonstruktion: Gruppendiskussionen

Dass gesellschaftliche Normalitäten als Selbstverständlichkeiten wirksam werden und wie sie das tun, lässt sich am einfachsten über Regelbrüche verdeutlichen. Das erfolgt ganz im Sinne der Krisenexperimente von Harold Garfinkel⁶, mit denen er Normen respektvollen und erwartbaren Umgangs miteinander dadurch sichtbar machte, dass er sie verletzte. Dafür bietet sich ein Beispiel aus einer Gruppendiskussion mit einem feministisch orientierten, lesbischen Team Fußball spielender Frauen an. Zu deren Normalitätsbestand gehört es, eine gendersensitive Sprache zu sprechen.⁷ Bei einem Treffen mit 14 Fußballspielerinnen eines Liga-Teams in lockerer Atmosphäre nach einem gewonnenen Spiel ist die Diskussion geprägt von viel Interaktion und gegenseitiger Wertschätzung: Erstaunen, Lachen, Beifall, Bewunderung („DAS klingt aber toll!“, „Ou, auch nicht schlecht!“, „Ach du dickes ...“, „Kann das noch jemand toppen?“, „Das hört sich auch gut an!“ „Jetzt bin ich gespannt!“). Dann stellt sich eine der Diskutantinnen vor:

„Natascha, 27, Schüler“
 (Pause, Schweigen)
 „...rin.“
 (Lachen)
 „Schülerin“
 (Lachen)
 Einige: „rin, rin!“
 (Lachen)

Einige aus der Gruppe sehen Natascha nach dem Gebrauch der männlichen Form ermahnend an, woraufhin sie zögert. Statt weiter zu sprechen, blickt sie in Gesichter, die eine andere Formulierung erwartet haben. Sie lächelt irritiert, die Situation ist ihr anscheinend peinlich, sie korrigiert sich. Ihre Äußerung erfolgte automatisch, sie hat spontan eine nicht-gegenderte Form gewählt. Die

² Nina Degele, *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden, 2004.

³ Nina Degele, „Natürlich normal. Schmerz, Normalität und Argumente aus der Steinzeit“, in: Karl Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Gesellschaft für Soziologie in Kassel, Frankfurt/M.*, New York, NY, 2007, o. S.

⁴ Nina Degele, *Fußball verbindet – durch Ausgrenzung*, Wiesbaden, 2013.

⁵ Nina Degele, „Körperwissen und Geschlecht praxeologisch. Journalistische Positionierungen zu Ausgrenzungen im Fußball“, in: Ina Hunger/Maika Zweigert/Peter Kiep (Hg.), *Körper – Wissen – Macht – Geschlecht*, Münster (im Erscheinen).

⁶ Harold Garfinkel, „Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen“, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Hamburg, 1973, S. 189-262: 206 f. und 193.

⁷ Degele (2013), *Fußball verbindet*, S. 67 f.

Gruppe quittiert die nun als richtig empfundene Selbstbezeichnung mit einem Lachen, die Situation ist gerettet. Gegenderte Sprache funktioniert in dieser Gruppe als verselbstverständlichte Norm. Eine Abweichung fällt auf und wird thematisiert. Es stehen sich zwei Automatismen gegenüber, nämlich die des gegenderten und des nicht-gegenderten Sprechens. In dieser Eingangssequenz setzt die Gruppe den Ton für den weiteren Verlauf: Für die Mehrheit ist gegenderte Sprache eine Selbstverständlichkeit, die nicht mehr reflektiert werden muss. Damit sorgt die Gruppendynamik der Anwesenden erstens dafür, dass Abweichungen auffallen und korrigiert werden. Zweitens lässt die rasche Abfolge von Sprechbeiträgen im Diskussionsverlauf nur wenig Reflexivität zu. Vielmehr müssen die Beteiligten aus einem vorhandenen Reservoir an Selbstverständlichkeiten schöpfen.

Zur Rekonstruktion solcher Dynamiken eignet sich die Methode der Gruppendiskussion.⁸ Sie dient dazu, Orientierungsmuster von Gruppen und damit von sozialen Milieus zu erfassen. Die Wahl dieses Verfahrens ist der Einsicht geschuldet, dass solche sozial generierten und wirkungsmächtigen Muster meist implizit bleiben und nur selten offen preisgegeben werden. Deshalb besteht eine wesentliche Aufgabe darin, sie erst einmal rekonstruierbar zu machen. Dies gelingt, wenn Dynamiken genutzt werden, die in soziale Prozesse eingebaut sind. Dazu zählt etwa die Inszenierung einer Gruppenidentität: Was *tun* die Beteiligten interaktiv? Ebenso instruktiv ist ein Verheddern in Widersprüche, das sozial aufgefangen oder korrigiert wird. Zentral ist, dass Diskussionen realer Gruppen Diskussionsarrangements weniger künstlich erscheinen lassen. Das ist auch ein maßgebliches Erfolgskriterium für das Gelingen dieses Verfahrens: Das Ambiente soll dem gewohnten („natürlichen“) sozialen Zusammenhang und den Gewohnheiten der diskutierenden Gruppen so weit wie möglich entsprechen. Ist dies der Fall, werden Verkörperungen in Form von dargestellten Emotionen bis hin zu reflexiven Auseinandersetzungen sichtbar.

Verkörperungen verstehe ich dabei *praxeologisch*: Soziale Praxen sind als auf Körper und Wissen basiertes Handeln, Wahrnehmen und Kommunizieren zu verstehen⁹. Körper als Agens agieren und lernen vorsprachlich sowie vorre-

⁸ Vgl. Ralf Bohnsack/Aglaja Przyborski/Burkhard Schäffer (Hg.), *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*, Opladen, Farmington Hills, 2010.

⁹ Vgl. Pierre Bourdieu, *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/M., 1976, S. 164 f.; Michael Meuser, „Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers“, in: Robert Gugutzer (Hg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld, 2006, S. 95-116; Robert Gugutzer, „Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung“, in: ders. (Hg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld, 2006, S. 9-53. 27-29; Andreas Reckwitz, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (2003), S. 282-301: 290 f. Bourdieu hat dafür bekanntlich das Konzept des Habitus vorgeschlagen: Der Habitus stellt Akteur_innen Klassifikationsprinzipien zur Verfügung, die ihre Weltsicht, Denk- und Handlungsweise strukturieren – und damit gesellschaftliche Hierarchien (re)produzieren. Der Habitus umfasst praktisches Wissen wie auch Körper(lichkeit) und operiert unbewusst. Bourdieu begreift durch den Habitus konstituierte Aufmerksamkeit

flexiv und auch Verstehen erfolgt über Körper. Eine empirische Plausibilisierung verständiger Körper liefert etwa Loic Wacquant¹⁰ in seiner Studie zum Boxen. Dort setzt er seinen Körper als Untersuchungsinstrument ein und nimmt aktiv am Trainingsprozess teil, um die *agency* von Körper(lichkeit) empirisch zu erfassen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass das Erlernen von Boxen durch Beobachtung, Nachahmung und Tun erfolgt. Lernen und Automatisierung fallen dabei zusammen. Dies findet nicht primär auf der kognitiven Ebene statt, sondern ist immer auch an die körperliche Motorik gebunden. In genau diesem Sinne verstehe ich das Wechselspiel von Verkörperung und Vergesellschaftung als *Embodying*: Körperliches Handeln ist als Vollzug zu begreifen, der mitunter erst *ex post* reflektiert wird oder werden kann.¹¹ Verkörperungen wie die oben dargestellten Sprechweisen sind als Prozesse von Verselbstverständlichungen zu begreifen.

Wie das obige Beispiel der Fußballrunde ebenfalls zeigt, stellen Gruppendiskussionen eine Methode dar, um reale Gruppendynamiken zu untersuchen. Dazu zählen beispielsweise der Gestaltzwang bzw. Zugzwänge von Erzählungen.¹² Sie basieren darauf, dass ein_e Sprecher_in bei Erzählungen einer inneren kausalen Logik der Ereignisse wie auch einer intentionalen Logik von Zusammenhängen der Handlungsplanung folgt.¹³ D. h. er/sie kann nicht einfach aus einer Erzählung ‚ausbrechen‘, ohne Erklärung etwas anderes tun oder das Thema unvermittelt wechseln. Dies gilt umso mehr, wenn andere die Geschichte kennen oder deren Plausibilität einschätzen können. Zudem hat die Gruppe durch die enge Taktung von Interaktion und die fehlende Zeit zum Nachdenken nur begrenzte Kontrolle über den Diskussionsverlauf. Dies ist eine Voraussetzung für die Möglichkeit, Verkörperungen zu rekonstruieren, und lässt sich – wie ich im Folgenden zeigen werde – sprachlich oder auch visuell provozieren.

als „eine aktive, konstruktive, körperliche Spannung auf eine unmittelbar bevorstehende Zukunft“ (Pierre Bourdieu, *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt/M., 2001, S. 185 f.). Siehe auch Bourdieu (1976), *Entwurf einer Theorie der Praxis*.

¹⁰ Loic Wacquant, *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*, Konstanz, 2003.

¹¹ Sigrid Schmitz/Nina Degele, „Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung“, in: Nina Degele/Sigrid Schmitz/Elke Gramespacher/Marion Mangelsdorf (Hg.), *Gendered Bodies in Motion*, Opladen, 2010, S. 13-38.

¹² Fritz Schütze, „Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit“, in: Eberhard Lämmert (Hg.), *Erzählforschung*, Stuttgart, 1982, S. 568-590; 571-574. Vgl. auch Pierre Bourdieu, *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/M., 1998, S. 76; Degele (2004), *Sich schön machen*, S. 76 f.

¹³ In vergleichbarer Weise spricht Pierre Bourdieu bei der Konstruktion von Logik, Konsistenz und Konstanz in (autobiografischen) Erzählungen von der „Neigung, sich zum Ideologen des eigenen Lebens zu machen“ (Bourdieu [1998], *Praktische Vernunft*, S. 76).

3. Autonome Individualität: Schönheitshandeln

„Was bedeutet für euch/Sie, sich schön zu machen?“ adressiert in Gruppendiskussionen erzählbare Erfahrungen, Wünsche oder Vorstellungen. Entsprechend verstehe ich Schönheitshandeln als ein Medium der Kommunikation, das der Inszenierung der eigenen Außenwirkung zum Zweck der Erlangung von Aufmerksamkeit und Sicherung der eigenen Identität dient: Anerkennung wird über die Augen der anderen hergestellt, und umgekehrt erfolgt die Definition des Selbst über Außenwirkung.¹⁴ Man könnte sich also für andere schön machen, um ihnen zu gefallen.¹⁵ Stattdessen dominiert aber die Aussage, sich für sich selbst und nicht für andere schön zu machen. Das steht im alltäglichen Kontext der Selbstverständlichkeit, Entscheidungen für die eigene Person als individuelle und autonome Entscheidungen wahrzunehmen. So sind in Gruppendiskussionen zum Thema ‚sich schön machen‘ die Diskutierenden anfangs sehr sicher, dass sie ‚es‘ (sich schön machen) für sich selbst tun. Zu diesem Thema diskutieren in der Untersuchung 31 Gruppen verschiedenen Geschlechts und Alters, unterschiedlicher sexueller Orientierung und sozialer Milieus¹⁶ mit insgesamt 160 Teilnehmer_innen zwischen einer und zweieinhalb Stunden zur Frage, was es für sie bedeutet, sich schön zu machen. Eine typische Positionierung zur Frage, für wen man sich schön mache, lautet wie folgt:

„Ich denk auch, wenn man sich schminkt, dass man sich, also ich persönlich nehm’ jetzt Wimperntusche oder mal Kajal oder sonst ... Aber das mach ich wirklich für mich auch, also jetzt nicht irgendwie für die anderen oder für die Männer oder sonst irgendwas, sondern wirklich dann für mich, weil ich dann wirklich also, mich selbst wiedererkenne, irgendwie so.“

Im Lauf der Diskussion berichtet diese 19-jährige Berufsschülerin gleichwohl von Situationen, in denen das soziale Umfeld doch eine wichtigere Rolle spielt als zunächst angenommen. Sie erzählt ihren Freundinnen, dass sie sich die Haare schön gemacht habe, weil sie gleich ihren Freund vom Bahnhof abhole. Dass andere Menschen für das eigene Schönheitshandeln eine zentrale Rolle spielen, wird auch deutlich, wenn die Diskutierenden auf Anlässe zu sprechen kommen, für die sie einen größeren Aufwand betreiben, als wenn sie allein zu Hause bleiben. „Für mich“ wird so zu einer sozialen Handlung mit einem konkreten Adressaten. Weder der Sprecherin noch den anderen Diskutantinnen fällt auf, dass sie ihren vorangegangenen Aussagen damit widerspricht. Sie sprechen in einer für sie selbstverständlichen Weise, die sich als Produkt von Automatisierungen begreifen lässt: Die Diskussion geht ‚normal‘ weiter.

¹⁴ Degele (2004), *Sich schön machen*.

¹⁵ Diese Aussage tauchte lediglich in einer Gruppe weiblicher Fotomodels auf.

¹⁶ Dazu zählen Hausfrauen ab 57, katholischer Kirchenchor ab 67 Jahren, Burschenschafter, Bodybuilder, Models, Essgestörte, SM-Praktizierende unterschiedlicher sexueller Orientierungen, muslimische Frauen, Schwule, Lesben, Transgender/Transsexuelle, Psychologinnen, Freundeskreise, Sportgruppen, Kinder und ein Herrenclub.

Die Analyse solcher Zugzwänge hat nichts mit dem Aufdecken von ‚Lügen‘ zu tun. Die beobachteten Widersprüche sind folgerichtig. Die Sprecherin tut ‚es‘ für sich selbst, weil sie sich damit besser fühlt. Im Vordergrund steht für sie, dass es ihre eigene, und nicht von außen oktroyierte Entscheidung ist. Das deute ich als Autonomieimperativ: Als selbstbestimmtes und nicht an fremden Werten orientiertes Individuum zu erscheinen, ist mit einem hohen gesellschaftlichen Wert verbunden. Der Autonomieimperativ ruft dazu auf, sich nicht als abhängig sowie mit mangelndem Selbstbewusstsein zu positionieren. Ebenso wird deutlich, wie verselbstverständlich solche Prozesse ablaufen, weil sie automatisiert und verinnerlicht sind. Sie fallen am ehesten auf, wenn sie ausfallen, sprich: wenn der normale und d. h. selbstverständliche Ablauf gestört wird. Erröten, Verhaspeln, unangenehme Pausen oder Themenwechsel etwa sind Indikatoren, dass vermeintliche Selbstverständlichkeiten manchmal erklärungsbedürftig sind. Das erfordert Korrekturen – sprachlich und körperlich.

Eine solche Dynamik lässt sich mit George Herbert Meads Sozialisations-theorie¹⁷ erklären: Identität ‚ist‘ nicht einfach, sie ist auch keine individuelle Eigenschaft, sondern ein sozialer Prozess, der sprachlich hergestellt wird: Indem der/die Sprecher_in sich selbst sprachlich wahrnimmt, kann er/sie auch antizipieren, was im Hörer/der Hörerin vorgeht und kann dessen/deren Rolle übernehmen. Verkörperte Individualität ist vor diesem Hintergrund ein Mechanismus, um gesellschaftlichen Autonomieanforderungen zu entsprechen. Das kann sich dann etwa in einer selbstbewussten Körperhaltung, dominantem Sprechhandeln oder auch in einem Kleidungsstil niederschlagen, der den jeweiligen sozialen Anlässen angemessen ist. Jahrelange Praxis mit zahllosen Wiederholungen wird zur selbstverständlichen Körperlichkeit, zum geradezu automatisierten Habitus.

In einer *gesellschaftstheoretischen Perspektive* gestaltet sich eine solche Identitätsbildung als (widersprüchliche) Doppelhelix von sicherheitsorientierter Sinnsuche („Das ist eben so!“) und/vs. Subjektivität als Reflexivität. Letzteres ist bewusst. Dazu gehört ein permanentes Hinterfragen mit einem empfundenen Druck, Entscheidungen treffen zu müssen. Der Doublebind besteht in der gegenteiligen Forderung nach Sicherheitsorientierung und Reflexivität: Die Reflexivität folgt einer Logik der Öffnung und zerstört damit Gewissheiten, „während die Identität unaufhörlich die Stücke wieder zusammenklebt.“¹⁸ Diskussionen zeigen solche Widersprüchlichkeiten. Sie sind durch eine Gruppendynamik mit wechselseitiger Kontrolle und Erzählzwängen gekennzeichnet. In diesem Sinne liefert die Analyse von Widersprüchen oder auch spezifischer Erzählformen, wie etwa Ironie, die Möglichkeit, Verkörperungen zu rekonstruieren, die durch Automatisierungen hergestellt werden.

¹⁷ George Herbert Mead, *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt/M., 1968, S. 177-194.

¹⁸ Jean-Claude Kaufmann, *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*, Konstanz, 2005, S. 84.

Da sich Widersprüche meist erst im Rahmen andauernder Kommunikation entfalten, ist zu ihrer Analyse oftmals Zeit erforderlich: Ein Diskussionsteilnehmer etwa stellt seine vestimentäre Inszenierung während einer Party als unkonventionell dar, ein anderer Diskutant korrigiert diese Darstellung, woraufhin ersterer sich im weiteren Verlauf deutlich kleinlauter verhält und die Deutungshoheit über prestigereiches Szeneoutfit verliert. Zeit wird damit zur maßgeblichen Dimension, um Selbstverständlichkeiten auf die Spur zu kommen. Ebenfalls können ‚Regieanweisungen‘ zu Diskussionen wertvolle Hinweise liefern: Zur Information eines Diskussionsleiters „also wie gesagt, das Ganze ist anonym, keine Namen ...“ reagierte der erste Sprecher einer schwulen Jugendgruppe mit der Bemerkung:

„Mein Name ist [...], [...]straße 6 (Lachen), meine Telefonnummer ist [...], bitte ruf mich an (Lachen), ruf mich an!! (Lachen)“.

Bei dieser Äußerung deutet die Konstruktion eines spaßigen Rahmens erstens darauf hin, dass die Teilnehmer das Thema nicht auf einer allzu persönlichen Ebene zu verhandeln gedenken. Zweitens konstruiert das kollektive Lachen einen gemeinsamen Verständnishorizont. Drittens verweist die Namensnennung auf die eigene Identität, womit die Jugendlichen schwules Selbstbewusstsein demonstrieren: Wir verstecken uns nicht, wir sind sichtbar! Die Preisgabe der Telefonnummer signalisiert viertens nicht nur Erreichbarkeit, sie fordert dazu auf. Damit ist klar, was die schwule Identität ausmacht: selbstbewusst Männer aufreißen, Sexpartner finden. Die ironische Form der Selbstdarstellung und Diskussion in dieser Gruppe ist automatisiert und verweist auf gemeinsame und geteilte Selbstverständlichkeit.

4. Konstruierte Empfindungen: Schmerz normalisieren

Eine weitere Spielart sprachinduzierter Automatisierung gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten liefert die Auseinandersetzung mit Schmerz. Schmerz ist landläufig negativ konnotiert und gilt als negative Erfahrung von Körperlichkeit. Zur Frage „Was bedeutet für euch/Sie Schmerz?“ diskutierten 28 Gruppen mit 148 Teilnehmer_innen (Selbsthilfegruppen, chronisch Kranke, Professionelle aus der Medizin, Mütter, Bluesband, SM-Praktizierende, Sportler_innen aus dem Kampfsport, eine schlagende Verbindung, Triathlet_innen).¹⁹ Sind es im Fall von Schönheitshandeln selbstverständlich gewordene Selbstbehauptungen, die sich in gesellschaftlichen Autonomieimperativen sprachlich materialisieren, stehen im Sprechen über Schmerz, so zeigen die Analysen, Strategien im Vordergrund, die das Empfinden von Schmerz als normal erscheinen lassen. Schmerz ist eine Grenzerfahrung, die Aufschluss über die eigene soziale Positionierung und Identität geben kann. Deutlich wird das etwa bei Gruppen von

¹⁹ Degele (2007), Natürlich normal, o. S.

Sportler_innen und SM-Praktizierenden. Gemeinsam ist ihnen die sinnstiftende Dimension der Grenzerfahrung durch Schmerz: als pädagogischer Leistungssteigerer bei Sportler_innen und als Lust(quelle der Transzendenz) bei SM-Praktizierenden. Hier tritt Verselbstverständlichen in Form eines *Schmerznormalisierens* auf: In Aus- und Abgrenzung von als unnormal und pathologisch Definiertem – im Umgang mit und der Deutung von Schmerz – konstruieren und sichern Menschen Identität (wissen, wer sie sind), Sozialität (wissen, zu wem sie gehören) und damit Normalität als sozial Anerkanntes (wissen um die relevanten Akzeptanzkriterien).

Schmerz als pädagogischer Leistungssteigerer: Sportler_innen nehmen Schmerz in Kauf, um ein Ziel zu erreichen. Es geht um Leistung(ssteigerung). Schmerz ist ein Lehrmeister, der einen voranbringen kann. Bei einer Gruppe fechtender Corpsstudenten spielt der Schmerz insbesondere im Hinblick auf Kontrolle, Bewältigung und Ehre eine Rolle: Die Tradition soll am Leben ge- und erhalten werden, und dazu gehört das Fechten (ohne Maske) mit dem damit verbundenen Umgang mit Schmerz. Dabei kommt die in Deutschland sehr traditionsbehaftete ‚Tugend‘ der Abhärtung ins Spiel: „Was nicht umbringt, macht härter.“ Bei den Triathlet_innen dagegen werden harte Arbeit („über den Schmerz drüber“ gehen) und Aufschub der Befriedigung von Konsum- oder Erholungsbedürfnissen mit vollbrachter Leistung belohnt: „Dann bist du stolz und glücklich und gehst zufrieden nach Hause.“ (Ultraläuferin) Vor allem sportliches Handeln lässt sich mit der protestantischen Arbeitsethik deuten: Wer diese ganze Tortur durchmacht, will sie auch mit Sinn versehen wissen; die Arbeit und die Anstrengung waren nicht umsonst. Die Verschiebung von Leistungs- und Schmerzgrenzen – das eint die Sportgruppen bei allen Unterschieden der Form des Ausübens ihrer jeweiligen Sportarten – ist ein Ziel des Trainings. Sie signalisiert Eigenverantwortung, Autonomie und Härte als moderne (männliche) Werte, und dafür ernten die Sportler_innen Anerkennung – etwas Besonderes zu sein und zu tun. Die Normalitätskonstruktionen der Sportgruppen begreifen Schmerz als Mittel zum Zweck, niemand will ein „Schmerzjunkie“ sein.

Schmerz als Lust(quelle der Transzendenz): Die Verbindung von Anstrengung, Härte und Belohnung gilt auch für die vier Gruppen von SM-Praktizierenden: „Weißte dann nimmst du diese Herausforderung wahr und dann beißt du die Zähne zusammen und du weißt, erst danach kommt die Belohnung.“ Dieser Aspekt ist nicht nur mit „Blut, Schweiß und Tränen“ assoziiert, sondern trägt durchaus Züge einer Mischung aus Wellness und Erleuchtung. Die SM-Gruppen des Samples haben sich von allen am deutlichsten für Schmerz ‚entschieden‘. Sie bewerten Schmerz überwiegend positiv, verbinden ihn mit Lust:

„Du weißt ja, wenn du noch ’n bisschen geiler wirst, dann tut’s nur noch mehr weh. Und wenn’s eben noch mehr weh tut, dann wird’s eben noch mehr geiler ...“

Aber auch hier muss Schmerz einen bestimmten Zweck erfüllen, um als legitim und normal wahrgenommen zu werden. Schmerz wird als unglaublich intensiver und dichter Zustand geschildert, als Gefühl von Endlosigkeit, bei dem etwa eine Tür nach der anderen aufgeht, sich neue Perspektiven auftun. Der Zustand ähnelt sportlicher Erschöpfung, nämlich dem ‚Ausgepowertsein‘ wie nach intensivem Training oder einem langen Lauf. Das erfüllt mit Stolz über die eigene Aushalte- und damit Leistungsfähigkeit.

Jahrelanges Training und Praktizieren von SM verändern Körper sowie Empfinden und damit Selbstverständlichkeiten. Prozesse der Veränderung wie Steigerung des Trainingsumfangs, Leistungsvermögens und Schmerzaushaltens machen Umgangsweisen mit Schmerz reflexiv verfügbar. Das lässt sich explizit erfragen. Anders verhält es sich bei Phänomenen, die mit Sprechverboten belegt, d. h. tabuisiert sind. Zur Rekonstruktion solcher Phänomene eignen sich eher indirekte Zugänge, die das interessierende Phänomen nicht notwendigerweise sprachlich benennen.

5. Bildgestützte Gruppendiskussion: Ausgrenzung im Fußball

Zur Explikation tabuisierten Wissens im Hinblick auf Geschlecht bietet sich ein Themenfeld an, das durch die grundlegende Selbstverständlichkeit gezeichnet ist, dass es sich um eine Männersache handelt. Männer spielen Fußball, Frauen spielen Frauenfußball. Dies widerspricht dem selbstverständlichen Glaubensbestand, dass „Fußball verbindet“.²⁰ Denn: Wer gehört dazu und wer nicht? Ausgrenzungen sind sanktioniert, aber dennoch Teil der Identitätsgestaltung und Fußballkultur. Die Herausforderung besteht darin, Fußball auch als deklariertes Gefühlsventil ernst zu nehmen und dabei Verkörperungen und Selbstverständlichkeiten dort nachzuspüren, wo sie zum Ausdruck kommen, nämlich in der jeweils fußballrelevanten Peergroup. Da es sich bei Ausschlüssen meist um Tabus handelt, erschien zu deren Thematisierung ein indirekter Zugang auf der Grundlage von Bildern sinnvoll. Diese Überlegung führte zur Gestaltung eines Plakats, das Dimensionen wie Geschlecht, *race* als Hautfarbe/Ethnizität/Nationalität, Homosexualität, Klasse, Alter und einige mehr so abbildete, dass diese Themen als Diskussionsangebote wahrgenommen werden konnten, aber nicht mussten.²¹ Dazu haben insgesamt 24 Fußballteams mit 177 Teilnehmer_innen diskutiert: Kinderteams, Altherrenmannschaften, Dorfgruppen, Stadtteams, schwul-lesbische Teams und Fanclubs, politische Fanclubs, Vereins- und Freizeitmannschaften, Bewohner_innen eines Altenheims, Teams mit Migrationshintergrund, Teams von Wohnungslosen und Teams mit Behinderungen.

²⁰ Degele (2013), *Fußball verbindet*.

²¹ Vgl. ebd., S. 201.

Im Fußball werden schwule Männer häufig als unpassend wahrgenommen, was in einer Gruppe aber nicht unbedingt explizit thematisiert wird. Eine Gruppe etwa, es handelt sich um einen katholischen Kirchenchor, weicht dem Tabu von männlicher Homosexualität im Fußball mit einer Kritik von *Inszenierungen* auf dem Spielfeld aus, die vor allem einer Kommerzialisierung geschuldet seien. Dazu zählt etwa der körperbetonte Torjubel:

Christoph: „... aber so diese Art von Selbstdarstellung als Inszenierung – des wirkt ja fast zärtlich also so manche – äh selbst bei'm gutem Freund sich nicht so nah kommen wie jetzt auf dem Foto unbedingt is. [mhm, mhm] Ich mein, des is eher für des Publikum äh so 'ne Geschäftsmacherei. [mhm] Äh, also ich empfind' des auch als abstoßend.“

Diese Strategie setzt Umarmungen unter Männern unter das Vorzeichen der abzulehnenden Inszenierung und Kommerzialisierung setzt, dabei aber homophobe Positionierungen nicht kaschieren kann:

Christoph: „Des seh' ich – ich – ich äh – stör' mich zwar dran, wenn sie da äh also, wie jetzt die zwei da ganz oben, äh links äh hier also“

Finn: „... ihr Glück demonstrieren ...“

Christoph: „... ja also furchtbar!“

Worte wie ‚homosexuell‘ oder ‚schwul‘ fallen hier nicht. Beschreibungen wie ‚abstoßend‘, ‚fast zärtlich‘, ‚ihr Glück demonstrieren‘, ‚furchtbar‘ deuten aber auf eine versteckte Homophobie hin. Das passt mit Befunden aus der Berufswelt zusammen, wonach bei Männern weniger ihr Schwulsein kritisiert wird als das Coming-out in der Öffentlichkeit.²²

Methodisch lässt sich eine solche ‚kontrollierte Enthemmung‘ in Gruppendiskussionen gut rekonstruieren: die Beteiligten sprechen schnell, gleichzeitig, sind emotional engagiert, haben kaum Zeit zur Reflexion. Sie wissen um geltende Standards gesellschaftlichen Umgangs (Nicht-Beleidigung, Respekt), haben Regeln der politischen Korrektheit teilweise internalisiert (Relativierungen wie ‚wirkt ja fast‘, ‚so manche‘, ‚unbedingt‘, ‚ich empfind' des‘, ‚zwar‘), äußern aber gleichwohl persönliches Unbehagen („ich stör mich dran“) und Anspruch auf weitreichende Geltung („furchtbar“). Über Ökonomie lässt sich einfacher sprechen als über Sexualität, zumindest gilt dies für diesen katholischen Kirchenchor. Eine solche kontrollierte Enthemmung vermeidet ausgrenzend *Klingendes*. Ausgrenzend *wirkt* es dennoch. Das bedeutet, nicht mit offenen Karten spielen zu müssen und dennoch persönliche Positionierungen kommunizierbar zu machen. Solche Strategien transformieren gültige Normen der jeweiligen sozialen Milieus in Verhalten. Darin kommt eine Inszenierung kultureller Standards zum Ausdruck, bei der niemand das Gesicht verliert. Erving Goffman hat das vor einem halben Jahrhundert als dra-

²² Antidiskriminierungsstelle des Bundes, „Ergebnisse der Studie ‚Out im Office?!‘ Erste Ergebnisse zur Arbeitssituation lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*-Beschäftigter in Deutschland“, online unter: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Aktuelles/DE/2017/20170719_PK_Out_im_Office.html, 2017, zuletzt aufgerufen am 13.10.2017.

matürliches Handeln zwischen öffentlichem Erscheinen und verkörperten Gefühlen ausbuchstabiert.²³ Homophobe Haltungen sind in diesem Sinn automatisiert. Sie werden nicht explizit geäußert (diese Absicht steckt offensichtlich hinter einem solchen Verhalten), sondern kommen sublimiert zum Ausdruck, werden also hinter dem Rücken der Sprechenden wirksam. In methodischer Hinsicht überbrücken Gruppendiskussionen verselbstverständlichtes Wissen und Reflexivität auf interaktive Weise; sie lassen dennoch Tabus sichtbar werden. Wie sich diese Befunde für Interviews nutzbar machen lassen, will ich abschließend diskutieren.

6. Interviews mit Sprachprofis: Journalistisches Korrektheithandeln

In der Studie zu Ausgrenzungen machen Fans, Spieler_innen und Fußballinteressierte nicht selten ‚die Medien‘ für Homophobie im Fußball verantwortlich, welche schwule Spieler am Coming-out hinderten.²⁴ Vor diesem Hintergrund interessieren Einschätzungen ausgewiesener Sprach- und Reflexionsexpert_innen zu Homophobie, Sexismus und Rassismus: Wie positionieren sich Sportjournalist_innen gegenüber den Sorgen und Vorwürfen zahlreicher Fans sowie gegenüber den Ausgrenzungen im Stadion wie auch möglicherweise in der eigenen Redaktion? Damit rückt ins Interesse, wie sich Sportjournalist_innen im Spannungsfeld der mitunter durchaus paternalistischen Idee des Schutzes vor sprachlicher Herabwürdigung einerseits und der Warnung vor einer als übertrieben wahrgenommenen Sprachpolizei andererseits verorten.²⁵ Dazu führte ich im Jahr 2016 24 problemzentrierte und leitfadengestützte Interviews mit 25 Journalist_innen in überwiegend leitenden Funktionen in Sportredaktionen von öffentlich-rechtlichen und privaten Fernseh- und Radiosendern, Tageszeitungen und Wochen- wie auch Fußballfachzeitschriften durch. Unter ihnen waren nur drei Frauen, was die im Sportjournalismus geringe Quote von Journalistinnen repräsentiert.

Bei journalistischen Medienschaffenden gelten homophobe, sexistische und rassistische Äußerungen, wie sie mitunter bei Fans und Freizeitspielenden zu beobachten sind²⁶, als tabu. Deutlich wird das bereits anhand der Reaktion auf meine Eingangsfrage. Sie zielt auf eine Rahmung des Gesprächs durch die Befragten, indem sie artikulieren, was sie als angemessen empfinden und woran sich ihr Handeln orientiert. Im Anschluss an die bei Gruppendiskussionen

²³ Vgl. Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater*, München, 1983.

²⁴ Vgl. Marie Hardin/Kathleen M. Kuehn/Hillary Jones/Jason Genovese/Murali Balaji, „Have You Got Game?“. Hegemonic Masculinity and Neo-Homophobia in U.S. Newspaper Sports Columns“, in: *Communication, Culture & Critique*, 2 (2009), S. 182-200.

²⁵ Für diesen Zusammenhang steht der schillernde und umkämpfte Begriff *political correctness*. Vgl. Philipp Gassert, „Keine einfachen Antworten. Die Anfänge der Debatte über ‚politische Korrektheit‘ in den USA“, in: *Forschung & Lehre* 23, 4 (2016), S. 290-292, online unter: <http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=20737>, zuletzt aufgerufen am 21.02.2017.

²⁶ Degele (2013), *Fußball verbindet*.

gemachten Erfahrungen zur Bedeutung von Zeit und Eigendynamik lässt sich diese Frage in Anlehnung an Harold Garfinkel²⁷ als Krisenexperiment deuten. Die Frage lautet: „Lassen Sie mich zu Beginn Ihre journalistischen Reflexe testen. Stellen Sie sich vor, Sie sitzen in einem eher unbekanntem Urlaubsort in einem Café und sehen an einem Tisch nicht weit von Ihnen einen bekannten Nationalspieler in inniger Umarmung/knutschend mit einem Mann. Was bedeutet dieses Wissen für Sie?“ Mit ihrer Antwort positionieren sich die Befragten, sie können im weiteren Verlauf darauf referieren bzw. sie müssen dies auch in einer konsistenten Weise tun, um sich nicht in Widersprüchen zu verheddern.

Durchgängig positionieren sich die befragten Journalist_innen als „*sehr, sehr* tolerant“ gegenüber Homosexuellen – offen, respektvoll und wohlwollend. Damit bewegen sie sich auf sicherem Terrain: Die Bandbreite der Antworten reicht von dem Bezug auf rechtliche Grenzen, auf betriebs- bzw. redaktionsintern verordnete Richtlinien und Leitfäden bis hin zum Auftrag der Aufklärung und der Gewährleistung von Meinungsvielfalt. Sie begründen mit solchen Richtlinien, warum sie schwule Spieler *nicht* outen würden. Dies steht der journalistischen Norm der Produktion von Nachrichtenwerten allerdings mitunter entgegen und lässt sich, wie es ein Journalist äußert, als Dilemma beschreiben:

„Wir haben schriftliche Regeln, die ... aber ... in unserem Bereich halt ... das ist immer schwierig. Weil ... die spannenden Situationen sind ja meist Ausnahmesituationen. Und deswegen ist so ... Regeln sind für Journalisten schwierig, weil ... wenn man sich nur an die Regeln hält, ist man nicht neugierig genug, ist man nicht wach genug.“

Dieses Dilemma bildet die permanente Hintergrundmusik journalistischer Praxis und kennzeichnet Normalität. Gleichwohl zog von den Befragten niemand in Erwägung, ein solches imaginiertes Wissen gegen den Willen der beobachteten Person journalistisch oder gar für eine Veröffentlichung zu nutzen. Auch im Gesprächsverlauf zog sich ein explizites Bewusstsein von Homophobie als unangemessene Haltung durch.²⁸ Dass ein damit kompatibles Verhalten ‚gelernt‘ werden muss und wie es verselbstverständlich wird, zeigt folgendes Beispiel. Nach einem Interview ergänzt ein Journalist noch eine Erfahrung, die er – wie auch das gesamte Kollegium – mit einer lesbischen Kollegin gemacht habe:

„Sie ist aber bekennende Lesbin, und hat... trotzdem quasi hier bis an die Spitze des Unternehmens gekommen, und ich... das ist für mich auch Ausdruck dessen, dass es hier überhaupt keine Vorurteile oder äh... irgendwelche Grenzen gibt bei der persönlichen Entwicklung.“

²⁷ Garfinkel (1973), Das Alltagswissen.

²⁸ Das muss nicht im Gegensatz zu Homophobie stehen. Hinter dem Verweis auf politische Korrektheit und Respekt gegenüber der Privatheit von Spielern kann sich auch Erleichterung darüber verbergen, sich nicht mit Homosexualität im Fußball auseinandersetzen oder darüber berichten zu müssen.

Für eine solche Ergänzung bestand aus dem Interview heraus keine inhaltliche Notwendigkeit. Dem Journalisten waren der Hinweis darauf und die Demonstration offenen und aufgeschlossenen Verhaltens aber wichtig. Eine solche Positionierung ist allerdings noch nicht verselbstständlicht im Sinne von automatisiert. Dafür gibt es zwei Hinweise. Erstens ist die Bekenntnismetapher mit einem Geständnis(zwang)²⁹ verknüpft und mit sündigem Verhalten konnotiert. Zweitens existiert der Begriff ‚Lesbin‘ gar nicht.

7. Fazit

Momente situativen Nachdenkens – Bourdieu nennt das „praktisches Reflektieren“ Provozieren in Interviews Korrektheitshandeln.³⁰ Damit meine ich eine aus dem Mainstream heraus erfolgende Positionierung gegenüber Minderheiten und/oder Benachteiligten als offen und vorurteilsfrei. Ein solches Handeln ist für erfahrene Journalist_innen die Norm. Mit zunehmender Berufserfahrung rufen sie es – auch in ‚Krisen‘-Situationen – geradezu automatisch ab. Es muss aber erst verselbstständlicht, automatisiert werden, und in Gesprächen wie diesen werden die Schritte in diese Richtung sichtbar. Eine solchermaßen verselbstständlichte Haltung ist gleichermaßen reflektiert wie auch emotional begründet. Sie kommt in zeitlich eng verkoppelten Ursache-Folgen-Zusammenhängen mit raschen und überschneidenden Interaktionen zum Ausdruck.

Das gilt nicht nur bei Interviews, sondern mehr noch für Situationen, die durch interaktive Dichte gekennzeichnet sind wie Gruppendiskussionen. Beim Schönheitshandeln ist es der Autonomieimperativ, der in fast allen Gruppen so stark verinnerlicht, verselbstständlicht und automatisiert ist, dass er explizit gar nicht erfragt werden kann. Vielmehr sind es Widersprüche zwischen geäußelter Absicht und berichtetem Handeln, die sich mitunter in veränderten körperlichen Haltungen niederschlagen. Schmerznormalisieren ist bei den beschriebenen Gruppen mit Körperveränderungen verbunden, die das Schmerzempfinden modifizieren: Vor allem kontinuierliche sportliche Praxis führt zur Automatisierung von Schmerzwahrnehmungen, die in Einklang stehen mit den sozialen Normen und Selbstverständlichkeiten der für sie relevanten Bezugsgruppen. Die über Ausgrenzungen im Fußball diskutierenden Gruppen wissen um soziale Normen rund um Homosexualität. Manche widersprechen dem inzwischen vorherrschenden Korrektheitsgebot ganz explizit, andere teilen homophobe Einstellungen, äußern diese aber ‚nur‘ implizit.

Techniken qualitativer rekonstruktiver Analyse erlauben ein Entblättern solcher selbstverständlich gewordener Einstellungen. Dazu zählen vor allem

²⁹ Katja Sabisch, „Tabuisierte Männlichkeiten: Der öffentliche Diskurs über Homosexualität in der deutschen Fußballbundesliga“, in: *Soziale Probleme. Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle*, 25 (2014), S. 52-74.

³⁰ Bourdieu (2001), *Meditationen*, S. 108.

Verfahren der Verlangsamung (Sequenzanalysen) und des Vergleichs (innerhalb und zwischen einzelnen Interviews oder Gruppendiskussionen). Sie machen Automatismen sichtbar. Als hilfreich entpuppt sich dabei das Aufeinandertreffen von Zeitdruck und Selbstverständlichkeiten, das bewusste Kontrolle nicht nur bei Gruppen in ihrem quasi-,natürlichen‘ Habitat, sondern auch bei einer hoch reflektierten Berufsgruppe zu unterlaufen vermag: Das Selbstverständlichwerden von Selbstverständlichkeiten lässt sich praxeologisch beobachten und analysieren.

Literatur

- Antidiskriminierungsstelle des Bundes, „Ergebnisse der Studie ‚Out im Office?!‘ Erste Ergebnisse zur Arbeitssituation lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*-Beschäftigter in Deutschland“, online unter: http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Aktuelles/DE/2017/20170719_PK_Out_im_Office.html, 2017, zuletzt aufgerufen am 13.10.2017.
- Bohnsack, Ralf/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hg.), *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*, Opladen, Farmington Hills, 2010.
- Bourdieu, Pierre, *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt/M., 1976.
- Ders., *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt/M., 1998.
- Ders., *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt/M., 2001.
- Bublitz, Hannelore/Marek, Roman/Steinmann, Christina L./Winkler, Hartmut (Hg.), *Automatismen*, München, Paderborn, 2010, online unter: <https://www.fink.de/katalog/titel/978-3-7705-4987-0.html>, zuletzt aufgerufen am 21.02.2017.
- Degele, Nina, *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Wiesbaden, 2004.
- Dies., *Fußball verbindet – durch Ausgrenzung*, Wiesbaden, 2013.
- Dies., „Natürlich normal. Schmerz, Normalität und Argumente aus der Steinzeit“, in: Karl Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Gesellschaft für Soziologie in Kassel*, Frankfurt/M., New York, NY, 2007, o. S.
- Dies., „Körperwissen und Geschlecht praxeologisch. Journalistische Positionierungen zu Ausgrenzungen im Fußball“, in: Ina Hunger/Maika Zweigert/Peter Kiep (Hg.), *Körper – Wissen – Macht – Geschlecht*, Münster (im Erscheinen).
- Garfinkel, Harold, „Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen“, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Hamburg, 1973, S. 189-262.
- Gassert, Philipp, „Keine einfachen Antworten. Die Anfänge der Debatte über ‚politische Korrektheit‘ in den USA“, in: *Forschung & Lehre* 23, 4 (2016), S. 290-292, online unter: <http://www.forschung-und-lehre.de/wordpress/?p=20737>, zuletzt aufgerufen am 21.02.2017.
- Goffman, Erving, *Wir alle spielen Theater*, München, 1983.

- Gugutzer, Robert, „Der *body turn* in der Soziologie. Eine programmatische Einführung“, in: ders. (Hg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld, 2006, S. 9-53.
- Hardin, Marie/Kuehn, Kathleen M./Jones, Hillary/Genovese, Jason/Balaji, Murali, „Have You Got Game?“. Hegemonic Masculinity and Neo-Homophobia in U.S. Newspaper Sports Columns“, in: *Communication, Culture & Critique*, 2 (2009), S. 182-200.
- Kaufmann, Jean-Claude, *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*, Konstanz, 2005.
- Mead, George Herbert, *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt/M., 1968.
- Meuser, Michael, „Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers“, in: Robert Gugutzer (Hg.), *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld, 2006, S. 95-116.
- Reckwitz, Andreas, „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive“, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 32 (2003), S. 282-301.
- Sabisch, Katja, „Tabuisierte Männlichkeiten: Der öffentliche Diskurs über Homosexualität in der deutschen Fußballbundesliga“, in: *Soziale Probleme. Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle*, 25 (2014), S. 52-74.
- Schmitz, Sigrid/Degele, Nina, „Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung“, in: Nina Degele/Sigrid Schmitz/Elke Gramespacher/Marion Mangelsdorf (Hg.), *Gendered Bodies in Motion*, Opladen, 2010, S. 13-38.
- Schütze, Fritz, „Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit“, in: Eberhard Lämmert (Hg.), *Erzählforschung*, Stuttgart, 1982, S. 568-590.
- Wacquant, Loic, *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*, Konstanz, 2003.